

Phänomenologie bereit, sich auf eine Kraft einzulassen, den Affekt; der Affekt war die Größe, die ich nicht reduzieren wollte; da er unreduzierbar war, so war er gerade dadurch das Moment, auf das ich das PHOTO reduzieren wollte und mußte; konnte man aber an einer affektiven Intentionalität festhalten, an einer Annäherung an den Gegenstand, die sogleich von Verlangen, Abneigung, Sehnsucht nach Vergangem und Euphorie durchdrungen wurde? Die klassische Phänomenologie, die, welche ich in meiner Jugend gekannt hatte (und es ist seither keine andere dazugekommen), hat meines Erinnerns niemals von Verlangen oder Trauer gesprochen. Zwar las ich sehr wohl aus der PHOTOGRAPHIE, auf sehr orthodoxe Weise, ein ganzes Geflecht von Wesenszügen heraus: materiale Züge (welche das physikalische, chemische, optische Studium des PHOTOS erfordern) und Züge einzelner Disziplinen (beispielsweise der Ästhetik, der Historie, der Soziologie zugehörig); sobald ich mich aber dem Wesen der PHOTOGRAPHIE im allgemeinen näherte, geriet ich auf Abwege; statt dem Weg einer formalen Ontologie (einer LOGIK) zu folgen, hielt ich inne und bewahrte bei mir, wie einen Schatz, meine Sehnsucht oder meinen Schmerz; das Wesen des PHOTOS, so, wie von mir vermutet, ließ sich für mich vom »Pathetischen«, aus dem es besteht, nicht trennen, kaum daß ich es gesehen. Es erging mir wie jenem Freund, der sich nur deshalb der PHOTOGRAPHIE zugewandt hatte, weil sie ihm ermöglichte, seinen Sohn zu photographieren. Als *spectator* interessierte ich mich für die PHOTOGRAPHIE nur »aus Gefühl«; ich wollte mich in sie vertiefen, nicht wie in ein Problem (ein Thema), sondern wie in eine Wunde: ich sehe, ich fühle, also bemerke ich, ich betrachte und ich denke.

Ich blätterte in einer illustrierten Zeitschrift. Ein Photo hielt mich fest. Nichts ausgesprochen Ungewöhnliches: die (photographische) Banalität eines Aufstands in Nicaragua: eine Straße in Trümmern, zwei behelmte Soldaten auf Patrouille, im Hintergrund gehen zwei Nonnen vorüber. Gefiel mir dieses Photo? Interessierte es mich? Weckte es meine Neugier? Nichts dergleichen. Ganz einfach: es war existent (für mich). Ich begriff rasch, daß seine Existenz (sein »Abenteuer«) sich der gleichzeitigen Präsenz zweier losgelöster Elemente verdankte; heterogen, insofern sie nicht derselben Welt zugehörten (nicht nötig, bis zum Kontrast zu gehen): die Soldaten und die Nonnen. Ich ahnte eine strukturelle Regel (entsprechend meiner eigenen Beobachtung) und suchte sie sofort zu verifizieren, indem ich andere Photos desselben Reporters (des Holländers Koen Wessing) überprüfte: viele dieser Photos zogen meine Aufmerksamkeit auf sich, da sie diese Art von Dualität aufwiesen, die mir soeben aufgefallen war. Auf einem davon wehklagen eine Mutter und eine Tochter laut über die Verhaftung des Vaters (Baudelaire: »die emphatische Wahrheit der Geste bei den großen Ereignissen des Lebens«), und dies geschieht *auf freiem Feld* (woher konnten sie die Nachricht haben? an wen richten sich die Gesten?). Auf einem anderen: ein Kinderleichenam unter einem weißen Leintuch auf beschädigter Straße; die Eltern, die Freunde umstehen ihn, untröstlich: eine leider alltägliche Szene, nur fielen mir gewisse Merkwürdigkeiten auf: der eine Fuß der Leiche ohne Schuh, das Tuch, das die Mutter weinend in Händen hält (warum dieses Tuch?), dahinter eine Frau, eine Freundin zweifellos, die sich ein Taschentuch vor die Nase drückt. Anf wieder



Koen Wessing  
Nicaragua  
Die Armee  
patrouilliert  
auf den  
Straßen  
1979

*»Ich begriff rasch,  
daß das ›Abenteurer‹ dieses Photos  
sich der gleichzeitigen Präsenz  
zweier Elemente verdankte . . .«*

einem anderen, in einer ausgebombten Wohnung, die großen Augen von zwei Buben, das Hemd des einen über den kleinen Bauch hochgestreift (die Maßlosigkeit dieser Blicke sprengt die Szene). Auf einem weiteren Photo schließlich, an eine Hauswand gelehnt, drei Sandinisten, die untere Gesichtshälfte mit einem Lappen bedeckt (Gestank? Vermummung? Mir fehlt jegliches Vorwissen, ich kenne den Alltag des Guerillakriegs nicht); der eine hält ein Gewehr auf den Oberschenkel gestützt (ich erkenne seine Fingernägel); doch die andere Hand ist geöffnet, ausgestreckt, so als wolle er etwas erklären und bezeugen. Meine Regel bestätigte sich um so besser, als andere Photos derselben Reportage meine Aufmerksamkeit in geringerem Maße beanspruchten; sie waren gut, sie brachten die Würde und den Schrecken des Aufstands zum Ausdruck, doch in meinen Augen wiesen sie keinerlei Markierung auf: ihre Homogenität blieb kulturell: es waren »Szenen«, ein wenig im Stile von Greuze, wäre da nicht die Strenge des Motivs gewesen.

10

Meine Regel war hinreichend plausibel, um mir den Versuch zu ermöglichen, die beiden Elemente zu benennen (und darauf war ich angewiesen), deren gleichzeitiges Auftreten, wie es schien, der besonderen Art von Interesse zugrunde lag, das ich diesen Photos entgegenbrachte.

Das erste Element ist offensichtlich ein Bereich, ein ausgedehntes Feld, das ich im Zusammenhang mit meinem Wissen, meiner Kultur recht ungezwungen wahrnehme; dieses Feld kann sich, der Kunst des Photographen entsprechend oder der Gunst des Augenblicks, mehr oder minder stilisiert, mehr oder

Koen Wessing  
Nicaragua  
Eltern entdecken  
die Leiche  
ihres Kindes  
1979



»... das Tuch, das die Mutter  
weinend in Händen hält  
(warum dieses Tuch?)...«

minder gelungen manifestieren, doch es verweist stets auf eine konventionelle Information: da ist der Aufstand, da ist Nicaragua, und da sind alle Zeichen für das eine wie das andere: arme Kämpfer in Zivil, zerstörte Straßen, Tote, Schmerz, die Sonne und die schwermütigen Blicke der Indios. Tausende von Photographien gehören in dieses Feld, und gewiß können diese Photographien eine Art von allgemeinem Interesse in mir wecken, mitunter Ergriffenheit, doch diese Gemütsbewegung wird durch das vernunftbegabte Relais einer moralischen und politischen Kultur gefiltert. Was ich für diese Photographien empfinde, unterliegt einem *durchschnittlichen* Affekt, fast könnte man sagen, einer Dressur. Im Französischen fand ich kein Wort, das diese Art menschlichen Interesses auf einfache Form zum Ausdruck brächte; doch im Lateinischen existiert, meine ich, dieses Wort: es ist das *studium*, was nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, »Studium« bedeutet, sondern die Hingabe an eine Sache, das Gefallen an jemandem, eine Art allgemeiner Beteiligung, beflissen zwar, doch ohne besondere Heftigkeit. Aus *studium* interessiere ich mich für viele Photographien, sei es, indem ich sie als Zeugnisse politischen Geschehens aufnehme, sei es, indem ich sie als anschauliche Historienbilder schätze: denn als Angehöriger einer Kultur (diese Konnotation ist im Wort *studium* enthalten) habe ich teil an den Figuren, an den Mienen, an den Gesten, an den äußeren Formen, an den Handlungen.

Das zweite Element durchbricht (oder skandiert) das *studium*. Diesmal bin nicht ich es, der es aufsucht (wohingegen ich das Feld des *studium* mit meinem souveränen Bewußtsein ausstatte), sondern das Element selbst schießt wie ein Pfeil aus seinem Zusammenhang hervor, um mich zu durchbohren. Ein Wort gibt es im Lateinischen, um diese Verletzung, diesen

Stich, dieses Mal zu bezeichnen, das ein spitzes Instrument hinterläßt; dieses Wort entspricht meiner Vorstellung um so besser, als es auch die Idee der Punktierung reflektiert und die Photographien, von denen ich hier spreche, in der Tat wie punktiert, manchmal geradezu übersät sind von diesen empfindlichen Stellen; und genaugenommen sind diese Male, diese Verletzungen Punkte. Dies zweite Element, welches das *studium* aus dem Gleichgewicht bringt, möchte ich daher *punctum* nennen; denn *punctum*, das meint auch: Stich, kleines Loch, kleiner Fleck, kleiner Schnitt – und: Wurf der Würfel. Das *punctum* einer Photographie, das ist jenes Zufällige an ihr, das *mich besticht* (mich aber auch verwundet, trifft).

Nachdem ich solchermaßen in der PHOTOGRAPHIE zwei Themen unterschieden hatte (denn letztlich waren die Photos, die ich liebte, wie eine klassische Sonate konstruiert), konnte ich mich erst mit dem einen, dann mit dem anderen befassen.

## II

Viele Photos zeigen meinem Blick gegenüber leider keine Wirkung. Doch selbst unter jenen, die in meinen Augen über eine gewisse Existenz verfügen, lösen die meisten in mir nicht mehr als ein allgemeines und, wenn man so sagen will, *höfliches* Interesse aus: in ihnen gibt es keinerlei *punctum*: sie gefallen mir oder gefallen mir nicht, ohne mich zu treffen: einzig das *studium* verwende ich auf sie. Das *studium* bezieht sich auf das höchst ausgedehnte Feld der unbekümmerten Wünsche, des ziellosen Interesses, der inkonsequenten Neigung: *ich mag / ich mag nicht, I like / I don't*. Das *studium* gehört zur Gattung des *to like* und nicht des *to love*; es setzt ein halbes Verlangen, ein

halbes Wollen in Gang; es ist die gleiche Art von vagem, oberflächlichem, verantwortungslosem Interesse, das man für Leute, Schauspieler, Kleider, Bücher aufbringt, die man »gut« findet.

Das *studium* anerkennen heißt unausweichlich den Intentionen des Photographen begegnen, in Harmonie mit ihnen eintreten, sie billigen oder sie mißbilligen, doch stets sie verstehen, mich mit ihnen beschäftigen, denn Kultur (der das *studium* entstammt) ist ein zwischen Urhebern und Verbrauchern geschlossener Vertrag. Das *studium* ist eine Art Erziehung (Wissen und Wohlverhalten), die es mir gestattet, den *operator* wiederzufinden, die Absichten nachzuvollziehen, die seine Vorgehensweise begründen und befruchten, sie jedoch in gewisser Weise in der Umkehrung zu erfahren, gemäß meinem Willen als *spectator*. Es ist ein wenig so, als müßte ich in der PHOTOGRAPHIE die Mythen des PHOTOGRAPHEN lesen, würde mich diesen wohlwollend nähern, ohne wirklich daran zu glauben. Diese Mythen haben offenkundig den Sinn (das ist schließlich die Rolle des Mythos), die PHOTOGRAPHIE mit der Gesellschaft auszusöhnen (ist das notwendig? – Gewiß: das PHOTO ist *gefährlich*), indem sie ihr *Funktionen* zuweisen, die für den PHOTOGRAPHEN ebenso viele Alibis sind. Diese Funktionen bestehen im Informieren, Abbilden, Überraschen, Bedeutung stiften, Wünsche wecken. Und ich, der *spectator*, erkenne sie wieder mit mehr oder weniger Vergnügen: ihnen gilt mein *studium* (das nie meine Lust oder mein Schmerz ist).